

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339841](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339841)



Johann Peter Hebel.

Der Webergeselle Johann Jakob Hebel (Hebel's Vater), aus dem damals kurpfälzischen Städtchen Simmern auf dem Hundsrück gebürtig, war auf seiner Wanderschaft auch nach Basel gekommen, ließ sich dort anwerben und ging zugleich als Diener des Majors Iselin mit in den Krieg nach Flandern, an den Niederrhein und nach Korsika. Bevor er aber auszog, war er noch anders angeworben, denn er liebte die Ursula Vertlin, die als Magd im Iselinschen

Hause diente und aus Hausen bei Schopfheim im badischen Oberlande gebürtig war. Es kann wohl sein, daß der Sohn dieser Weiden, eben der von dem wir berichten, etwas aus der Geschichte seiner Eltern in sein Gedicht „der Bettler“ übertrug: da kommt ein Soldat als Invalid verkleidet aus Korsika heim, stellt sein Mädchen auf die Probe und als es sich bewährt, ist Jubel in Fülle.

Der Weber Johann Jacob Hebel arbeitet

im Winter in Hausen an seinem Webstuhl, im Sommer arbeitete er und seine Frau wieder als Diensteute im Iselinschen Hause zu Basel, ihr Lebensschifflein ging fast wie das Weberschifflein am Webstuhle zwischen Basel und Hausen hin und her.

Im Frühling 1760 waren also die beiden Eheleute wieder nach Basel in das Iselinsche Haus gewandert, und im Herbst wanderten sie zu dritt zurück, denn am 10. Mai 1760 wurde ihnen ein Sohn geboren, der die Namen Johann Peter erhielt.

Auf dem Heimweg im Herbst trug der Vater seinen Sohn. Er sollte ihn nicht lange in den Armen haben, denn schon im Juli 1761 starb er, und so wuchs der Knabe als einsames Kind einer armen Wittve auf und wanderte mit der Mutter hin und her zwischen Basel und Hausen.

Wer kann sagen, welche Eindrücke da in die Kindesseele fielen? Denn Kindesindrücke sind wie Morgenthau auf der Pflanze, sie verwandeln sich in Blatt und Zweig und Blume, und was uns in diesen anmuthet, ist gesättigt und gedeihen aus dem Thau.

Der junge Hebel wurde aber kein weichselger Kopfhänger, im Gegentheil, die Lustigkeit und Schalkhaftigkeit schlug in ihm vor; er hatte ein offenes Auge und fröhlichen Sinn, und wie er in's Herz seiner Volksgenossen schaute und alle Regungen darin kannte und in sich fühlte in Leid und Lust, empfand er in sich und mit Allen das, was schon die alten Römer als „fröhliche Armuth“ glücklich priesen, oder was der vorztreffliche Justus Möser „die Politik des Unglücks“ nennt.

In herzlichem Genügen, sich an den allverbreiteten Gütern des Lebens erfreuend, an Sonnenschein und Gesang, an Liebe und hülfreicher Güte, so wuchs Peter Hebel heran, und es ward sein Beruf: die Menschen zu lehren, sich dessen zu erfreuen was Allen gegeben ist, sich in sich selbst glücklich zu fühlen und Andere nach Kräften glücklich zu machen.

Der kleine Peter zeigte schon früh besondere Begabung, wurde von wohlthätigen Menschen unterstützt, zum Studium angeleitet, wurde evangelischer Theolog, Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, Kirchenrath und zuletzt Prälat.

Noch heute erinnern sich Viele seiner Schüler mit inniger Dankbarkeit seiner freundlichen und

eindringlichen Lehre. Er hat an seinen Mitmenschen vergolten, was man ihm einst Gutes gethan; und wenn diejenigen, die Gutes von ihm empfangen, es in gleicher Weise fortpflanzen, so bildet sich eine Kette von edeln Thaten und edeln Gefinnungen, die zu den schönsten Erbtheilen der Menschheit gehört!

Es war eine begrenzte Landschaft, in der sich die Thätigkeit Hebel's äußerte. Wie bei allen ächten Menschen war ihm das liebste das mündliche Wort, der persönliche Verkehr. Was er schrieb und drucken ließ, war nur eine Erweiterung des persönlichen Zusammenlebens, und der Kreis wurde größer als er je ahnte, und jetzt nach einem Jahrhundert seiner Geburt schauen von allen Landen Unzählige nach der Gesindestube zu Basel, wo ein Knabe geboren wurde, der als Mann nach Maßgabe seiner Kraft ein Wohlthäter seiner Mitmenschen wurde, indem er einer der ersten war, der den Reichthum des Gemüths, die Gesundheit und Fröhlichkeit, die Arbeitslust und unverwüßliche Tugend, die im Herzen des Volkes leben, getreulich offenbarte. Er war einer der ersten und besten, die dem Volke selbst und den Höhergebildeten zeigten, daß unter dem hausmachernen Kittel wie unter dem vornehmeren Gewand dasselbe menschliche Herz schlägt in Freud und Leid, wenn auch die Sprache des Mundes eine verschiedene ist. In Heiterkeit und Ernst wurde Hebel ein fröhlicher sangreicher Kamerad auf allerlei Lebenswegen und ein überall herzlich begrüßter Hausfreund. Er hat sein Leben rein und schön ausgelebt, und starb am 22. September 1826 im Alter von 66 Jahren.

### Franziska.

In einem unscheinbaren Dörfchen am Rhein saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl, und dachte während der Arbeit unter andern an Vater und Mutter, denen ihr Lebensfaden auch schon von der Spuhle abgelaufen war, hernach an den Großvater, dem er einst auch noch auf den Knien gesessen und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche

mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr und stille hielt. Als aber etwas an der Thürschwelle drückte, und ein holdes jugendliches Wesen hereintrat, mit wallenden schönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewande, und das freundliche Wesen ihn fragte mit mildem Ton und Blick: „Kennst du mich, Heinrich?“ da war es, als ob er aus einem tiefen Schlaf aufwäre, und er war so erschrocken, daß er nicht reden konnte. Denn er meinte, es sei ihm ein Engel erschienen, und es war auch so etwas der Art, nämlich seine Schwester Franziska, aber sie lebt noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holz baarfuß mit einander aufgelesen, manches Binsenförbchen voll Erdbeeren am Sonntag mit einander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stück Brod mit einander gegessen, und jedes aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armuth und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, also, daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienste ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen, schlaflosen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten, zerrissenen Buch von Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggersbank, und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal aber, früh um zwei Uhr, sagte die Mutter: „Bete mit mir, meine Tochter. Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich, und sei“ — und nahm die letzte Hälfte des Muttersegens „und sei dein Vergelter!“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte, was jetzt aus ihr werden sollte, sagte etwas in ihrem Innern zu ihr: „Geh nach Holland,“ und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Thräne für diesmal blieb ihr in den blauen Augen stehen. Als sie von Dorf zu Stadt und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd und Gott vertrauend nach Holland

gekommen war und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleid kaufen konnte; in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Innern zu ihr: „Geh in das Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster.“ Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn sie hoffte zuerst Jemand anzutreffen, ehe sie an eine Stubenthüre anpochte, da stand eine betagte, freundliche Frau von vornehmen Ansehen in dem Hof und fütterte das Geflügel, die Hühner, die Tauben und die Pfauen. „Was willst du hier, mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen, freundlichen Frau, und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein, das eures Brodes bedarf,“ sagte Franziska, und bat sie um Dienst. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens, und sagte: „Sei zufrieden mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir einen Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist.“ Denn die Frau dachte: Wer kann wissen ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat, ihre Vergelterin zu sein, und sie war eines reichen Rotterdamer Kaufmanns Wittve, von Geburt aber eine Engländerin. Also wurde Franziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer. Aber jetzt ist sie noch nicht alles, was sie wird. Im Frühling, als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Better der vornehmen Frau, ein junger Engländer, zu ihr auf Besuch nach Rotterdam, er besuchte sie fast alle Jahre um diese Zeit, und als sie eins um das andere hinüber und herüber redeten, und der Better erzählte, wie es aussah, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paß in der Bochetta standen und die Oesterreicher davor, trat heiter und lächelnd, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward es sonderbarlich um das Herz, und die Franzosen und Oesterreicher verschwanden ihm aus den Sinnen. „Tante, sagte er zu seiner

Bafe, ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es ist schade, daß sie nicht mehr ist, als das." Die Tante sagte: "Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir lieber geworden als mein Kind." Der Vetter dachte, das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante im Garten spazierte, fragte die Tante: "Wie gefällt dir dieser Rosenstock?" der Vetter sagte: "Sie ist schön, sehr schön." Die Tante sagte: "Vetter, du redest irr. Wer ist schön? Ich frage ja nach dem Rosenstock." Der Vetter erwiderte: "die Rose," — "oder vielmehr die Franziska?" fragte die Tante.

"Ich hab's schon gemerkt," sagte sie. Der Vetter gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen und daß er sie heirathen möchte. Die Tante sagte: "Vetter, du bleibest noch 3 Wochen bei mir. Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts darwider. Das Mädchen ist eines braven Mannes werth." Nach 3 Wochen aber sagte er: "Es ist mir nimmer, wie vor 3 Wochen. Es ist noch viel ärger, und ohne das Mägdelein weiß ich nicht, wie ich leben soll." Also geschah die Verlobung. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demuth der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, sondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Hause mit vergoldetem Fenstergitter, und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache, die französische, das Klavierspielen u. s. w. Nach einem Jahr kam der Bräutigam noch ein paar Wochen vorher, und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer lieben Heimath einkehren und das Grab ihrer Mutter besuchen und ihr danken, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber ein, und als er ihr auf ihre Frage: "Kennst du mich, Heinrich?" keine Antwort gab, sagte sie: "Ich bin Franziska, deine Schwester." Da ließ er vor Bestürzung das Schifflein aus den Händen fallen und seine

Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und er scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armuth und der Reichthum so geschwisterlich umarmen und zu einander sagen sollten Du, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armuth nicht die Demuth ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Verwandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua; beide leben vermuthlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die Güter eines reichen Verwandten erbe.

### Etwas über den Gartenbau.

Schon mehrere Jahre hat der Wanderer den Bauersmann über Gegenstände aus der Defonomie belehrt. Er findet es daher am Plage, auch der Frauenwelt einmal etliche Winke über den Gartenbau zu geben, dieweil die Hausfrauen ohnehin allenthalben die Stelle der Gärtner vertreten, und ein gutbestelltes Gärtlein nicht nur dem Hause gut ansteht, der Hausfrau und ihren Töchtern Ehre macht, sondern auch fürs Hauswesen nuzbringend ist.

Schauen wir also, wie Frau Kolb, unterstützt von ihrer Tochter Anna, das Gemüse pflanzt.

Nachdem im Herbst der Garten eingeräumt war, befahl die Mutter, auf die tiefer gelegenen, mehr leittigen Gartenbeete, frischen und auf die höher gelegenen Beete, mit leichterem Boden, schon bereits verwesten Dünger zu tragen und ihn unterzugraben. —

Ueber Winter wurde der Garten noch mehrere mal mit Sauche und Abtrittdünger überschüttet. Die Mutter pflegte zu sagen: Auf einem fetten Boden hat man zwei- bis dreimal Ernte und auf einem magern kaum einmal.

Im Frühjahr wurde zuerst ein Plan entworfen, wie die verschiedenen Pflanzungen auf die Rabatte zu vertheilen seien. Die Mutter sagte: Schau Anna, es ist nicht gut, wenn auf ein und dasselbe Beet alljährlich dieselbe Pflanze kommt. Die Mutter säete nun:

1) Kresse. Hiezu wählte sie kein besonderes Beet, sondern säete ihn an eine Rabatte,

wo eine Einfassung fehlte, der ganzen Länge desselben nach, etwa  $\frac{1}{2}$  Fuß breit, ziemlich dicht. —

Dieser zeigte sich auch zuerst und Anna schnitt, als er kaum fingerslang war, schon ganze Schüsselfull voll ab. Dies war die erste Ernte im Garten von der diesjährigen Saat, und — sie wiederholte sich noch drei bis vier mal. Ein Stückchen von zwei Quadratus im Umfange ließ sie in Samen schießen. Dieser wurde sorgsam abgenommen und aufbewahrt. —

2) Salat. Mit Salat säete die Mutter drei Beete an und behielt noch drei weitere vor, von denen sie alle Monate ein weiteres ansäete. Anna fragte, warum sie dies so einrichte.

Mutter. Der erste Salat geräth in der Regel am besten, daher wähle ich gleich drei Beete. Er hält aber nicht den ganzen Sommer, daher ist's gut, wenn man alle vier Wochen wieder ein frisches Beet säet. Ich säe ihn, wie du siehst, breitwürfig und ziemlich dicht, damit man, wenn er einige Blättchen hat, gleich rupfen kann. Das Ausrupfen wird stets fortgesetzt, bis er nicht mehr zu dicht steht und sich kopsen kann. Wenn die Salatpflänzchen gehörig kräftig sind und vier bis sechs Blättchen haben, so kann man sie auch in frischgegrabene Beete zehn bis zwölf Zoll weit verpflanzen, dies gibt dann den schönen Sommerkopfsalat.

Den Winterkopfsalat säet man erst Ende August und verpflanz ihn, wie den Sommerkopfsalat, nur etwas näher zusammen. Die Stöcke, die ihr Leben über Winter retten, werden durchs Bodenlockern, Zuschütten und Reinigen vom Unkraut gepflegt. Die schönsten Stöcke läßt man zu Samen stehen.

3) Gelbe Rüben. Diese keimen sehr lange nicht; daher die Ansaat so früh wie möglich geschehen soll. In den Garten wählt man die feinere Sorte, sog. Karotten, die nur kurze, aber dicke, rothgelbe Wurzeln haben. — Sie lieben einen fetten Boden, sollen immer rein gehalten und wollen nicht verpflanzt werden.

Anna zur Mutter. Da steht auf einem Samenpaket auch „gelbe Rübe.“

Mutter. Dies sind sog. Riesenmöhren. Der Vater pflanzt diese aufs Feld. Sie werden viel größer und länger, sehen weißlichgelb aus und werden mehr als Vieh- und Schweinfutter verwendet. Bei Mangel an andern Gemüsen geben sie jedoch mit Kartoffel gekocht auch eine recht

schmackhafte Speise für die Menschen. Die Karotten säen wir ziemlich dicht und beginnen mit Ausrupfen, sobald sie fingersdick sind. Man hat dann den ganzen Sommer hindurch Gemüse.

Stehen sie einmal zehn bis zwölf Zoll von einander, so wird das Ausrupfen eingestekt.

Die gelben Rüben geben erst im zweiten Jahre Samen. Möhren und Karotten sollen aber bei der Samenerziehung nicht zu nahe beisammen stehen.

4) Erbsen. Mutter. Zuerst säen wir die Zwergzuckererbsen. Diese liefern die ersten Schoten und sind gegen Frost weniger empfindlich. In eine gezogene ein bis zwei Zoll tiefe Furche legte Anna alle drei bis vier Zoll zwei Samenkörner.

Anna. Wann säen wir die Stangenerbsen, denen man Stauden steckt?

Mutter. In acht bis vierzehn Tagen. Diese dauern dann bis in den Spätsommer und liefern Schoten, wenn die Zwergerbbsen schon im Abgange sind.

Anna. Wie werden sie gepflegt?

Mutter. Die ganze Pflege besteht darin, daß man ihnen beim feuchten Wetter zuschüttet und bei gutem häufelt, — sie an Stauden anbindet und vom Unkraute frei hält.

5) Rothrüben, Mangold und Zuckerrüben. Schau Anna, fuhr die Mutter fort, da ist dreierlei Samen, der bereits ganz gleich aussieht. Die Benützung der Pflanzen aber ist sehr verschieden.

Vom Samen der Rothrübe (Ranbich) gibt man drei bis vier Kernen in eine Stufe, welche zwölf bis vierzehn Zoll von einander sein dürfen. Diese wollen nicht verpflanzt werden; sie verlieren dadurch viel von ihrer Zartheit, und werden gerneholzig. Keimen alle Samen, so werden sie den Sommer über nach und nach, wie man sie in die Küche braucht, verzogen bis auf ein Stück; dies gibt dann im Herbst die Haupternte. — Den Mangold pflanzt man der Blätter wegen. Er will verpflanzt sein; denn durchs Abfärzen der Wurzel beim Verpflanzen gibt es eine Menge neuer Auschläge, wodurch die Pflanze mehr Nahrung erhält und den Blattreichthum vermehrt. —

Will man aus Rothrüben, Mangold und Zuckerrüben Samen ziehen, so setze man ja diese drei Pflanzen nicht zusammen, denn da sie ihrer Natur nach verwandt sind, so würde man keinen reinen Samen erhalten. —

6) Rettige. Anna. Da ist noch dreierlei Rettigfamen: Monatrettig, Sommerrettig und Winterrettig.

Mutter. Die erste Sorte wollen wir gleich noch säen. Wir legen alle zwei bis drei Zoll ein oder zwei Samen. Diese Sorte könnte man zwar den ganzen Sommer über säen, und hätte dann alle Monat Ernte, doch sind die zwei ersten Ernten die besten; denn bis zur dritten Monatsrethigernte kommen schon die Sommerrettige, welche man anfangs Mai fünf bis sechs Zoll auseinander säet. Die Winterrettige sollen nicht vor Johanni gesäet werden; sie schließen sonst auf. Die Rettige lieben einen feuchten kräftigen Boden. Die Winterrettige lassen sich im Keller aufbewahren, bis es wieder Monatrettige gibt. Monat- und Sommerrettige geben in einem Jahre Samen. Die Winterrettige jedoch erst im zweiten Jahr. Wer die dreierlei Samenarten nicht sorgfältig sortirt, wird nie ordentliche Rettige im Garten haben; denn er wird die eine Sorte zu früh, die andere zu spät säen. —

7) Köhl, Kohlraben und Kabis.

Anna. Dies scheinen mir fast die wichtigsten Gemüsearten zu sein; wohin säen wir wohl diese?

Mutter. Wir säen sie ins wärmste Beet, dort nahe am Hause, damit wir recht frühe Setzlinge bekommen. Unterdeffen wollen wir jene untern Beete, wohin wir diese Kohlarten versetzen, nochmals mit Jauche überschütten; denn die Kohlarten lieben sehr fetten Boden. —

Köhl und Kohlraben, die wir jetzt schon säen, heißen Frühköhl und Frühkohlraben und eignen sich in die Küche oder auf den Markt im Sommer. In vier bis fünf Wochen säen wir Spätköhl und Spätkohlraben zu Gemüse für den Winter. Die frühern Sorten setzt man etwas näher zusammen, als die spätern. Ist beim Setzen die Bitterung schon warm, so versäume man am Abend das Begießen nicht. Eine Mischung mit Wasser und Jauche ist dem reinen Wasser vorzuziehen. Es hält diese Mischung die Feuchtigkeit viel länger und ist theilweise der neuen Pflanze ihre erste Nahrung.

Anna. Darf man die Setzlinge dann sich selbst überlassen?

Mutter. O nein. Am ersten Morgen schon zeigen sich Feinde im Garten. Der erste ist der Regenwurm. Dieser zieht die Pflanzenblätter

über Nacht gerne in den Boden hinein, so zwar, daß vielfach die Pflanzenwurzel gerade in die Höhe schaut und die ganze Geschichte alsdann recht verkehrt aussieht. Am besten ist, man nehme gerade ein Messer und schneide den vordern Theil der Blätter ab, schon jedoch die sog. Herzblättchen und setze die Pflanze wieder.

Anna. Wie kommts aber, daß die Regenwürmer die Setzlinge finden und welchen Zweck haben sie bei diesem in den Boden hineinziehen? —

Mutter. Der Regenwurm geht der nässesten Stelle nach. Wenn wir aber setzen, so schwemmen wir den Boden durchs Begießen an die Pflanzenwurzeln an. Der Regenwurm findet somit diese Stelle ganz sicher. Seine Nahrung aber besteht besonders in Pflanzenblättern. Sie schmecken ihn, wie's scheint besser, wenn sie etwas verfault sind. Schneidet man ihm also die obersten Theile der hineingezogenen Setzlinge gleich ab und läßt sie im Boden stecken, so findet er seine Nahrung und läßt die Setzlinge in Ruhe. Später kann er ihnen nichts mehr anhaben.

Ein anderer Feind ist der Erdkrebs. Dieser frist nicht nur die Wurzeln der Kohlarten, sondern auch die der übrigen Gartengewächse ab, und kann ungeheuern Schaden anrichten. Man sei daher auf der Hut, daß man ihm sobald wie möglich sein Handwerk einsteckt.

Anna. Wie kann man dies?

Mutter. Wenn man ihn fängt. Die beste Art ist die: Man grabt ihm in die Gartenwegle Töpfe ein. Diese füllt man mit Wasser. Bei der Nacht verläßt er seine unterirdischen Gänge und wählt zu seinen Spaziergängen die kleinen Gartenwegle. Da er nicht vorsichtig ist, sondern über Hals und Kopf davon läuft, so fällt er in die Töpfe und ertrinkt. Findet man etwa beim Graben das Nest vom Erdkrebs, worin er in eine Kugel geballt, oft mehrere Hundert Eier hat, so zertere man diese. Kaum hatte Frau Kolb ausgeredet, so kam der Nachbar Gärtner Thomas und ließ sich zeigen, was die Frau Nachbarin und Anna schon für Ansaaten besorgt hätten. Er hatte auch noch einige Worte vom Erdkrebs gehört und fragte, was die Veranlassung gewesen, von diesem saubern Gaste zu sprechen.

Anna. Die Mutter hat mir von den Feinden der Gartenpflanzen erzählt.

Thomas. Das ist schön; aber der größte Feind für die Kohlarten ist wohl der Kohlweiß-

ling. Diese weißen Schmetterlinge, die oftmals zu vielen tausenden herumgangeln, belustigen sich einige Tage. Wenn sie bald ihr Ende nahen fühlen, so haben sie noch eine wichtige Pflicht zu erfüllen, nämlich für eine Nachkommenschaft zu sorgen. Zu diesem Zwecke suchen sie eine Kohlpflanze und wäre es gerade in diesem Garten. Sie legen ihre Eier auf die Rückseiten der Kohlblätter, oft zehn bis hundert, eines an das andere hin. Läßt man diese Eier nur fünf bis acht Tage ungestört liegen, so kriecht aus jedem ein Käubchen. Diese beginnen sogleich ihr Zerstörungsgeschäft. Sie fressen Tag und Nacht und wachsen ziemlich schnell. In den ersten Tagen sitzen sie noch beisammen auf der Stelle, wo sie ausgekrochen sind. Da sind sie noch zu leicht zu tödten ohne große Mühe, was jedoch später zur reinen Unmöglichkeit wird. Wenn man ganze Kübel voll abliest und die ganze Haushaltung hiezu anbietet, man wird ihrer nicht mehr Herr. Die Rippen vom Kabis, Köhl, Kohlraben bleiben stehen, aber die Blattmassen, die Lungen der Pflanzen, sind zerstört und ihr Wachsthum dahin. —

Anna. Wie lange ist's, seit uns die Raupen,

von denen Herr Thomas redet, Alles im Garten vollständig gefressen haben?

Mutter. Vor drei Jahren und wenn wir dort nicht noch außer dem Dorfe, wo keine Raupen zu bemerken waren, etwas Gemüse gepflanzt hätten, so wäre uns jener Ausfall von Gemüse sehr empfindlich gewesen. Der Schaden war immerhin beträchtlich.

Anna. Gibt es aber keine Mittel gegen diese Raupen?

Thomas. Ja freilich und dies ist sehr einfach. Sobald man die Kohlweißling fliegen sieht, schaut man im Garten nach, ob er nicht schon Eier auf Kohlraben-, Köhl- oder Kabisblätter gelegt hat. Findet man etwelche, so zeigt man sie den Kindern und sagt ihnen, daß sie alle Abend im Garten Raupeneier auffuchen und zerdrücken müssen. Mein kleiner Karl hat vor drei Jahren dies Geschäft schon besorgt und mir meine Kohlgemüse alle gerettet. Ein Kind von neun Jahren kann somit hier großen Schaden verhüten. — Die Frau dankte Herrn Thomas für diese gütige Belehrung und derselbe entfernte sich.

### Erlebnisse der Wittwe Kalbtheuer mit ihrem Sohne.

In einem Städtchen im Saarkreis, lebte die ehrsame Wittwe Monika Kalbtheuer mit ihrem einzigen Sohn, Andreas, welcher bei einem Vetter in einem Städtchen im Elsaß die Schneiderprofession erlernt hatte; seine Mutter sehnte sich, daß er nun bald aus dem Gesellenthum zur Meisterschaft übertreten, und einen bescheidenen häuslichen Heerd gründen möchte. Allein Andreas hatte Höheres im Sinn. Gerne würde er übrigens auf den Ruhm eines Dichters, Staatsmannes oder Feldherrn verzichten haben, oder hat vielleicht nicht einmal an einen solchen gedacht; seine Wünsche waren von viel bescheidenerer Art. Wenn ihn nur die Vorsehung statt zum Schneider zu einem jener Menschen gestempelt hätte, welche man gemeinhin mit dem Worte Rentier betitelt. Zu einem Solchen fühlte er in sich wirklich den höchsten Beruf und träumte

sich in Ermanglung eines Bessern alle Sonn- und Feiertage in diese angenehme Rolle. Da wurden stets die schönsten Kleider aus dem Schrank geholt, die Stiefel mit klirrenden Sporen versehen, (ungeachtet deren Inhaber bis jetzt noch nie ein Pferd bestiegen hatte), und in solchem Aufzuge die Hauptstraßen und Plätze der Stadt besucht und gemustert. Wenn aber dann die Nacht herankam und nach dieser der traurige Montag, wo alle jene Herrlichkeiten mit der einförmigen Nadel, dem Zwirn und der Scheere vertauscht werden mußten: da war der gute Andreas Kalbtheuer stets mit einem gewissen moralischen Kagenjammer behaftet, der meistens so lange andauerte, bis er in der Nüchternheit seiner Beschäftigung jene prunkvollen Träumereien von sich gestoßen hatte.

Die Zeit war allmählig näher gerückt, wo Andreas zum würdevollen Amt eines Schneider-

meisters emporsteigen und sich nach der Ansicht seiner sorgsamem Mutter im Verein mit einer passenden Ehehälfte häuslich niederlassen sollte. Vor Beginn dieses monotonen Lebens hatte er es übrigens durchgesetzt, ein Jahr lang in die Fremde wandern zu dürfen, angeblich um in Betreff des Schneiderns größere Vielseitigkeit zu erlangen, sein Hauptzweck dabei war aber, für einige Zeit aus dem ewigen Einerlei heraus zu kommen und das Glück auf alle mögliche Weise zu versuchen. Der ersehnte Augenblick nahte heran: mit allem Nöthigen versehen nahm eines Morgens unser junger Held von seiner in Thränen fast zerfließenden Mutter Abschied, um die verschiedenen Hauptstädte Deutschlands kennen zu lernen und allen möglichen Nutzen für sein Hauptwerk daraus zu ziehen. Die schnaubende Lokomotive entrückte ihn bald seiner Heimath und die Gegenden flogen lachend an ihm vorüber. So gelangte er nach Baden-Baden, dem berühmten Vereinigungspunkte allen Glanzes und jeglicher Leppigkeit, wovon er schon so Manches gehört, und er konnte sich deshalb nicht ver sagen, wenigstens einen Tag dieses herrliche Leben in Genuß zu ziehen. Die elegante Welt, die ihn von allen Seiten hier umgab, die verschiedenen täglich sich wiederholenden, ihm aber noch neuen Festlichkeiten betäubten ihn ganz, und vollends gar der verhängnißvolle grüne Tisch, wo in wenigen Minuten das Schicksal eines Menschen vernichtet aber auch gegründet werden konnte! Er war übrigens von Haus aus gar sehr vor dem verführerischen Spiel gewarnt worden und widerstand daher als folgsamer Sohn den ganzen Tag über der glänzenden Versuchung. Als aber der Abend herankam und das Geld so schön funkelte im Lichte der Gasflammen, vermochte er sich nicht länger zurückzuhalten und setzte ganz bescheiden einen Thaler. Das Glück begünstigte ihn, und er sah bald eine hübsche Rolle gewonnenen Geldes vor sich, kurz nach Verlauf von nicht ganz zwei Stunden hatte unser glücklicher Kalbtheuer zwölf Hundert baare Thaler dem neckischen Schicksal abgerungen! Dank einer gütigen Vorsehung war das Spiel zu Ende, und die Thüren des Saals wurden geschlossen, da die Nacht schon weit vorgeschritten; sonst hätte das launische Glück dem jungen Helden Alles vielleicht wieder entrißen, wie es so oft zu geschehen pflegt.

Während der ganzen Nacht kam er indeß im Traume der Freude gar nicht zu sich; nur darüber war er mit sich einig, daß die zwölf Hundert Thaler dazu benützt werden sollten, um in einer großen Stadt Deutschlands einige Zeit dem Vergnügen zu leben und so lange das Schneidern ganz fahren zu lassen. Er sah sich im Geiste schon aufgeführt in verschiedenen Gesellschaften, an der Hand reizender Damen dahinschweben u. s. w. und es zog ihn am andern Morgen fort von dem gefährlichen Baden-Baden, wo, wie er wohl fühlte, das schnell Errungene nur zu leicht am grünen Tisch wieder zerrinnen konnte. Es war daher wahrscheinlich der gescheidteste Gedanke seines ganzen Lebens, daß er so schnell als möglich abreiste. Auf diese Weise kam er im Verlauf einiger Tage nach W., für welche Stadt er sich nach langem Nachsinnen entschieden hatte. Mit zwölfhundert Thaler ließ sich da für den Herbst und die kommende Winterseason schon etwas anfangen, und beschloß daher, hier einige Monate als quasi Rentier zu leben, zum Schneidernhandwerk war seiner Ansicht nach ja immer noch Zeit genug, wenn ihn die Nothwendigkeit dazu zwingen würde.

In einem der ersten Gasthöfe sehen wir alsbald den jungen Helden auf seinem Zimmer, wie er eben beschäftigt ist, seine Toilette auf's Sorgfältigste herauszuputzen. Der Kellner erscheint und ersucht wie gewöhnlich „Guer Gnaden,“ den Namen in's Fremdenbuch einzutragen.

Da überläuft es unsern guten Kalbtheuer plötzlich bei dem Gedanken an seinen vulgären Namen; zum ersten Male fühlte er das Niederdrückende, was in dem Worte Kalbtheuer lag, in seiner vollen Schwere. Mußte nicht aller Nimbus auf ewig schwinden, den er bereits in den Augen des Kellners errungen, wenn er diesen Namen in's Fremdenbuch eintrüge? Ganz außer Fassung stammelte er einige unzusammenhängende Worte von „jetzt zu thun haben, später hinunterkommen,“ worauf der Kellner sich ehrerbietig entfernte mit den Worten: „Es hat keine Eile, ganz wie Guer Gnaden befehlen.“

In großer Aufregung schritt Kalbtheuer im Zimmer umher und vermochte lange keinen vernünftigen Entschluß zu fassen. — Da kam ihm der glückliche Gedanke, seinen Namen in's Französische zu übersetzen, und weil er geläufig französisch sprach, so ward ihm auch leicht, den Franzosen

zu spielen. Nun war Andreas Kalbitheuer stolz auf seinen genialen Einfall, und schrieb sich als M. de Veacher aus Paris in's Fremdenbuch ein. — Die gefährliche Klippe war nun glücklich umschifft, und durfte jetzt nicht mehr zurück-

ihm auch wirklich, und auf eine Art, die sich der neugebackne Herr von Veacher kaum träumen ließ. — Im Hause des Commerzienraths von Friedheim fühlte er sich besonders wohl. — Die Familie bestand aus dem Vater, welcher sich ein



scheuen in geselligen Circeln sich aufzuführen zu lassen, da er ja schon als Ausländer in den Augen vieler Damen vor den einheimischen Herren unstreitig den Vorzug verdiente. Dies gelang

sehr großes Vermögen erworben hatte, der Mutter und der einzigen Tochter mit Namen Amalie, an deren Erziehung nichts vermist werden konnte, was unsere jetzt so anspruchsvolle Zeit von den